

INTERVIEW

Damian Zimmermann im Gespräch mit Christoph Bangert

„Abschied vom Krieg“

Christoph Bangert (*1978) hat viele Jahre in Krisengebieten wie Afghanistan, Irak, Nigeria, Palästina und Libanon fotografiert. Im Kehrer Verlag ist nun sein drittes Kriegsfotobuch „Rumors of War“ erschienen und in Hannover wurde er zum neuen Fotografie-Professor ernannt.



Foto: © Christoph Bangert

ProfiFoto: Für „Rumors of War“ hast du dein persönliches Tagebuch deines letzten Kriegseinsatzes 2013 in Afghanistan als Grundlage verwendet. Hast du damals schon an eine Veröffentlichung gedacht?

Christoph Bangert: Nein, das Tagebuch war ganz klar nicht als Veröffentlichung vorgesehen. Es war mein persönliches Tagebuch, das ich alleine für mich geschrieben habe. Ich habe erst später gedacht, dass es auch für andere Leute interessant sein könnte, was hinter den Kulissen so passiert. Ich habe das Buch so benutzt, wie es war und habe nichts editiert – außer, dass ich noch eigene Fotos hinzugefügt habe. Das Paradoxe ist: Weil es so persönlich ist, will man, dass die Leute es lesen. Gleichzeitig hat man ein wenig die

Hoffnung, dass sie es aber nicht lesen und sich nur die Bilder anschauen, weil es einem auch ein bisschen peinlich ist, wenn man so persönlich wird. Außerdem habe ich eine sehr krakelige Handschrift und es sind Rechtschreibfehler drin und ich habe es zudem auf Englisch geschrieben, was ich auch nicht perfekt beherrsche.

Warum hast du es auf Englisch geschrieben?

Weil damals mein gesamtes berufliches und ein großer Teil meines privaten Lebens auf Englisch stattgefunden hat und deswegen war es eigentlich selbstverständlich. Außerdem hat Englisch den Vorteil, dass es weniger unangenehm ist. Gerade, wenn man über die Lie-

be spricht, was ja ein zentraler Punkt des Buches ist. Hätte ich das alles auf Deutsch geschrieben, wäre es mir kalt den Rücken herunter gelaufen. So ist es nun eher wie ein Songtext, bei dem man sich auch nicht zurückerhält, weil es einem ansonsten unangenehm wäre, über die eigenen Gefühle zu sprechen. Es findet eine Vereinfachung statt.

So wie am Ende deines Buches, wo in deiner Handschrift „War is stupid“ steht?

Ganz genau. Würde da auf Deutsch „Krieg ist dumm“ stehen, würden die Leute lachen, weil es lustig oder einfach nur dämlich wäre. Bei Songtexten oder Gedichten hat man das auch. Damit kommt man dann irgendwie durch (lacht).

Wie kam es überhaupt zu diesem Buch? Du hattest vorher doch nie Tagebuch geführt, oder?

Bei meinen Kriegseinsätzen habe ich immer mal wieder angefangen, es aber nie konsequent durchgezogen. Anders als auf meinen privaten Reisen, dort habe ich immer Tagebuch geführt. Allerdings nur schriftlich. Dieses Mal wollte ich es mischen, also ein schriftliches wie visuelles Tagebuch führen, wofür ich mir extra eine Sofortbildkamera gekauft habe. Ich hatte Zweifel, wie lange ich diese Arbeit als Kriegsberichtersteller noch machen wollte. Ich wusste zu dieser Zeit aber noch nicht, dass es meine letzte Reise in ein Kriegsgebiet werden sollte. So ist also unbewusst mein Abschied und meine Reflexion über diese Zeit in meinem Leben entstanden.

Ist es dir schwer gefallen, das Tagebuch konsequent zu führen?

Es ging relativ einfach, das Buch zu schreiben und zu basteln. Es ist ja viel Bastelarbeit dabei. Ich habe oft abends in meinem Zimmer mit Kleber und Schere gesessen und die Sofortbilder und andere Dinge eingeklebt. Das ist in Krisengebieten meist sehr einfach, weil man oft sehr viel Zeit hat, wo nichts passiert. Man stellt sich Kriegsberichterstattung immer wie im Actionfilm vor, das ist aber natürlich überhaupt nicht so. Es gibt Situationen und Momente, in denen es sehr schnell geht und in denen es auch gefährlich ist. Das ist aber nur ein kleiner Bruchteil der Zeit vor Ort. Meistens macht man Recherchen oder trifft Menschen, dokumentiert ihren Alltag und es geht relativ ruhig zu. Hinzu kommt, dass schon damals die Gefahr vor Entführungen relativ groß war, und man deswegen abends schlichtweg zu Hause sitzt. In meinem Fall war es das Haus der New York Times in Kabul.

Was allerdings schwierig war, war Material für mein Tagebuch zu finden. Es gibt in Afghanistan kaum Druckerzeugnisse und sehr viele Menschen können auch gar nicht lesen und schreiben. Bei uns in Europa sind wir ja ständig umgeben von bedrucktem Papier wie Zeitungen, Büchern, Prospekten, Werbung, Heften, Broschüren und so etwas. In Afghanistan war ich schon froh, wenn ich eine Zeitung gefunden habe, aus der ich etwas ausschneiden konnte. Ansonsten gibt es noch zwei verschiedene Briefmarken, die aber sehr schwer zu bekommen waren, weil es kein Postsystem gibt. Ich musste dafür ins Ministerium gehen. Und natürlich gibt es Geldscheine, die ich dann auch verwendet habe.

Aktuell überschlagen sich die Ereignisse in Afghanistan und die Taliban haben Kabul erobert. War das damals für dich abzusehen?

Eigentlich schon. Ich war zwischen 2004 und 2013 immer wieder in Afghanistan und teilweise auch für mehrere Monate. Eigentlich war es allen Leuten vor Ort klar, dass es früher oder später kollabieren wird. Es hat aber wohl niemand damit gerechnet, dass es dann so schnell gehen würde. Man war hin- und hergerissen. Die Präsenz der Ausländer vor Ort war oft nicht hilfreich. Gleichzeitig wäre bei einem früheren Abzug der Bundeswehr genau das passiert, was jetzt passiert ist. Der afghanische Staat war nie alleine lebensfähig. Es war ein Dilemma. Bleiben war eine Katastrophe und Weggehen war es auch. Für mich ist es sehr traurig zu sehen, was passiert und es passt in das Fazit meines Buches, dass Krieg immer eine absolute Absurdität ist.

Gleichzeitig fängt dein Buch mit drei provokanten Sätzen an: „Ich vermisse den Krieg. Nichts ist so roh. Nichts fühlt sich so real an.“ Wie meinst du das?

Das ist aus dem Vorwort meines Buches und es ist auch wirklich so. Das ist ganz ehrlich gemeint, aber klar, es ist auch eine Provokation. Für die allermeisten Menschen, die glücklicherweise selbst keine Kriegserfahrung haben, klingt das furchtbar. Das ist mir bewusst, denn Krieg ist etwas Schlimmes, das auf jeden Fall immer verhindert werden muss. Wenn dann jemand sagt, dass er den Krieg vermisst, ist das irritierend. So ist es aber auch gedacht, denn es ist auch für mich selbst irritierend. Ich kann mir nichts Schlimmeres vorstellen als den Krieg und habe selbst ganz schreckliche Dinge erlebt und gesehen und viele Menschen, die Krieg erlebt haben, haben noch viel schlimmere Dinge gesehen und erlebt – besonders die Zivilbevölkerung. Das Buch folgt dann als Untersuchung dieses Phänomens, warum ich diesen furchtbaren Krieg dennoch vermisse. Von da aus komme ich zur Frage nach der Motivation, warum junge Menschen als Journalisten und Soldaten in den Krieg ziehen. Dann kann man dann viel über den Mythos Krieg nachdenken und dann kommen wir zum Titel des Buches, der ja übersetzt „Gerüchte über den Krieg“ heißt. Es geht also nicht darum, wie der Krieg wirklich ist, sondern wie er sein sollte oder könnte.

Du schreibst auch im Vorwort, dass du im Krieg nicht die Banalitäten des Alltags, die Kleingeistigkeit, die Bürokratie und den Konsumzwang hast, sondern auf dich selbst und etwas sehr Ursprüngliches zurückgeworfen wirst. Gerade jetzt lebst

du aber dieses Leben, denn du hast dich gegen den Krieg entschieden und bist vor zwei Tagen zum Professor auf Lebenszeit berufen worden.

(lacht) Verbeamtet auf Lebenszeit. Mehr Sicherheit gibt es gar nicht. Das ist genau dieses Paradox. Man könnte auch sagen: Genau diese Reise. Viele Menschen, die in den Krieg gehen – sei es als Journalist, als Soldat oder als NGO-Mitarbeiter – wollen ausbrechen aus ihrer Banalität und Sicherheit zuhause. Viele wollen nicht wie ihre Eltern leben, sie wollen anders sein und vor allem wollen sie etwas machen, was Bedeutung hat und was größer ist als sie selbst. Und natürlich locken auch das Abenteuer und die Gefahr. Wenn diese Leute dann in den Kriegsgebieten sind – und so war das bei mir auch – kommt auf einmal eine riesige Desillusionierung. Oh, das ist ja viel langweiliger als ich gedacht habe. In meinem Fall ist es meist ganz normaler Alltagsjournalismus, den man macht. Darüber hinaus kommen die Gefahr und der Horror hinzu, die aber viel viel schlimmer, trostloser, trauriger und einsamer sind als man es sich überhaupt niemals hätte vorstellen können. Dieser Mythos fällt wirklich immer wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Dann gibt es zwei Möglichkeiten: Man fährt nach Hause und macht das nie wieder. Oder man merkt, dass man trotz der Mythos-Zerstörung eine Funktion erfüllt und einen ganz wichtigen gesellschaftlichen Beitrag leistet, indem man von diesen Ereignissen berichtet und – in meinem Fall – Bilder veröffentlicht. Das ist eine ganz klassische journalistische Idee, aber gerade auch in Kriegs- und Krisengebieten total wichtig. Und zwar für die Gesellschaft vor Ort, aber auch für die Gesellschaft, aus der man selbst stammt. Und wenn man das Gefühl hat, etwas Sinnvolles nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere Menschen zu tun, ja dann hat man einen guten Beruf gewählt. Und wie ich finde: Man hat sogar die Pflicht, es zu machen. Es ist also mehr ein gesellschaftlicher Dienst als ein persönlicher Karriereentwurf. Knifflig wird es, wenn dann das eigene Ego hinzukommt und man das alles für seine Karriere benutzen will. Aber ob ich diesen Job jetzt mache oder ob es jemand anderes macht, ist eigentlich egal. Das habe ich auch tatsächlich im Verlaufe des Buches gelernt.

Es ist nun nicht dein erstes Buch über den Krieg. Gemein haben sie aber alle, dass sie nicht einen Krieg als solchen dokumentieren, sondern sehr subjektive Zugänge liefern.

Das stimmt. Die meisten Fotografen machen ein Buch über ein Land oder

einen Konflikt. Aber das ist ein Problem, denn wer bin ich denn schon, dass ich ein Buch über Afghanistan machen könnte, also über einen Konflikt, der seit vielen Jahrzehnten andauert. Ich habe mir überlegt: Was kann mein Beitrag sein? So sind alle drei Bücher entstanden. Einmal als Reflexion über die eigene Tätigkeit und als Abgrenzung zu dem, was ich in meiner Arbeit als Fotojournalist gemacht habe, wo die Bilder informieren und eingebettet sind in Artikel und Texte. Ich wollte aber etwas anderes machen und habe mich gefragt, was die Bilder noch können außer nur diesen einen Konflikt abzubilden. Das wollte ich aber ohne erhobenen Zeigefinger machen und sagen: „Ich erkläre euch jetzt mal was.“

Du erhebst also keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit, sondern deine Arbeit ist klar subjektiv und du versteckst auch nicht, dass es so ist.

Es ist eine ganz offensive Subjektivität: Das ist meine ganz persönliche Sichtweise auf diese Ereignisse. Es ist meine Fotografie, meine Bildauswahl, meine Sequenz, mein Buch. Die Bücher sind dabei sehr experimentell und stellen eher Fragen, als dass sie Antworten geben. Sie zeigen, was mir aufgefallen ist und was mich überrascht hat. Wie zum Beispiel der Horror in „War Porn“. Es hat mich damals wirklich überrascht, dass es möglich ist, dass Menschen so etwas machen können. In „Hello Camel“ habe ich Bilder gefunden, bei denen ich dachte, wie eigenartig und komisch das alles ist. Und nun geht es um den Blick hinter die Kulissen und meine persönlichen Erfahrungen und meine Zweifel an meiner Arbeit. Wer bin ich überhaupt, dass ich mir anmaße, Kriegsphotograf zu sein? (lacht) Diese drei Dinge sind vielleicht die, die die meisten Menschen nicht nachvollziehen können: Der Horror, die Absurdität und der Zweifel.

Jetzt hast du mit deiner Arbeit aber nicht einfach aufgehört und machst etwas völlig anderes, sondern du bist in die Lehre gegangen und machst dort ebenfalls sinnvolle Arbeit. Ich sage das, weil du bei deinen Studenten äußerst beliebt bist. Woher kommt deren Begeisterung?

Ich habe wirklich großes Glück gehabt, als ich damals in Dortmund meinen ersten Lehrauftrag erhalten habe. Es hat mir eine riesige Freude bereitet und nun bin ich verbeamtet auf Lebenszeit. Da musste ich über mich selbst lachen, denn genau so wollte ich nie werden. Aber ich mache die Arbeit super gerne und sie erfüllt mich. Anders als in den Krisengebieten, aber auf eine ähnlich intensive Art. Ich habe auch in der Lehre

das Gefühl etwas zu tun, dass nicht nur für mich, sondern auch für andere Menschen Sinn ergibt. Meine Liebe für und meine Hingabe zur Fotografie werde ich immer haben und ich glaube, das erkennen viele Studierende auch an.

Das klingt ja noch sehr abstrakt-allgemein. Du hast aber auch die Fotobus Society gegründet und extra den Busführerschein gemacht, um mit deinen Studenten zu Festivals und Ausstellungen in halb Europa zu fahren. Das ist auch nicht ganz „normal“ für einen Fotografie-Professor.

Es ist alles gut und schön mit der Begeisterung für die Fotografie, aber die muss man natürlich auch vermitteln und man muss die Leute auch mitnehmen. In meinem Fall ist das sogar wörtlich gemeint. Ich habe einen gemeinnützigen Verein gegründet, der mittlerweile 700 Mitglieder aus Deutschland und Europa hat. Wir haben einen 30 Jahre alten Reisebus mit 32 Sitzplätzen und machen Exkursionen und Workshops und fahren zu Fotofestivals. Das macht viel Spaß, weil es sehr dynamisch ist und vor allem von den Studierenden selbst getragen und mitgestaltet wird. Das ist nicht wie ein Studiengang, der eine Struktur hat und in dem Dinge vorgegeben sind. Der Fotobus ist freier und deswegen auch nur eine Ergänzung zum Studium. Der Bus geht darüber hinaus und macht die Dinge, die etwas verrückter sind und viel Freude machen, die aber auch gleichzeitig riesige Lerneffekte bringen.

Wie funktioniert das praktisch?

Für Studierende ist die Mitgliedschaft kostenlos und sie können auch kostenlos an unseren Exkursionen teilnehmen. Außerdem gibt es Fördermitglieder und wir werden sehr stark von Nikon unterstützt. Die Studierenden sind aus verschiedenen Hochschulen und aus verschiedenen Semestern und sitzen alle im Bus. In der Kita meiner Kinder hieß das damals „altersgemischte Lerngruppe“. (lacht) Das funktioniert ganz toll und die Studierenden lernen alle voneinander und es entstehen ganz tolle Verbindungen. Mittlerweile sind wir die größte studentische Fotografie-Vereinigung Deutschlands und vielleicht sogar Europas. Vor Ort machen wir dann Ausstellungen und Slideshows, es werden Workshops mit eingeladenen Fotografen veranstaltet, wir haben einen Podcast und einmal im Jahr wird ein Buch mit den Arbeiten der Mitglieder veröffentlicht. Eigentlich kann alles stattfinden, worauf die Studierenden Lust haben. Ich gebe das nicht vor und der Fotobus bildet nur den Rahmen.